

## Das Wittenberge-Projekt

Was kommt heraus, wenn Wissenschaftler und Theatermacher drei Jahre lang eine schrumpfende ostdeutsche Kleinstadt erforschen? Ein Gespräch mit Andreas Willisch, Soziologe und Bio-Landwirt

INTERVIEW: PETRA AHNE

Die Regionalbahn vom Berliner Hauptbahnhof nach Wittenberge ist voll, vor allem mit älteren Reisenden. Die steigen in Bad Wiltsch aus, sagt Andreas Willisch, da ist die Theme. Er kennt die Strecke und ihre Passagiere ziemlich genau, drei Jahre war dies sein Arbeitsweg – in Wittenberge in der Prignitz hat der Soziologe ein ungewöhnliches Forschungsprojekt koordiniert, an dem fünf Universitäten und Institute und das Berliner Maxim-Gorki-Theater beteiligt waren. An der Haltestelle Wittenberge wird Andreas Willischs Hund als erster aufspringen. Er hat Willisch regelmäßig nach Wittenberge begleitet und weiß inzwischen, wann die Fahrt zu Ende ist.

Wie oft saßen Sie in den letzten drei Jahren im Zug nach Wittenberge?

Ich war mindestens einmal pro Woche dort. Manche Mitarbeiter unseres Projekts sind für ein Jahr hergezogen, das habe ich nicht gemacht. Die Zugstrecke ist mir schon ziemlich vertraut geworden. Drei Jahre sind auch für ein soziologisches Forschungsprojekt eine ungewöhnlich lange Zeit.

25 Wissenschaftler und Künstler waren in dieser Zeit in der Stadt unterwegs. Wie haben die Wittenberger reagiert?

Es gab anfangs eine Art freundliches Desinteresse. Aha, da gibt es jetzt Wissenschaftler in der Stadt, aber das interessiert uns eigentlich nicht so richtig. Das hat sich geändert, als plötzlich der Begriff Verliererstadt auftauchte. Das war genaugenommen ein Missverständnis, Leute aus Wittenberge haben ein Dokument von uns aus dem Internet runtergeladen, in dem dieses Wort vorkam, das ein sozialwissenschaftlicher Begriff ist, auf den wir uns kritisch bezogen haben. Die Wittenberger haben sich dann aber unheimlich daran abgearbeitet, dass dieser Begriff überhaupt vorkommt. Sie waren schon sensibilisiert, allein durch die vielen Filme, die hier gedreht wurden, und in denen Wittenberge die Kulisse für die schrumpfende ostdeutsche Stadt abgegeben hat. Sie wollten weg von diesem Image.

Und dann kamen wir, und die Leute dachten, es geht wieder nur um das Kaputte, ums Verlieren. Uns interessierte das aber nicht. Uns interessierte, wie lebt es sich in einer Stadt, die keinen Aufstieg gemacht hat.

Ist das nicht das Gleiche?

Nein. Wir haben zum Beispiel keine Statistiken gemacht, wir haben nicht gezählt, wie viele Arbeitslose, wie viele leere Häuser oder wie viele Nazis gibt es. Uns haben andere Fragen interessiert: Welche Chancen sehen die Leute, wo so viel von Perspektivlosigkeit die Rede ist? Worauf rekurrieren die Leute, wenn es nicht mehr weiter geht? Wie verändern sich die sozialen Beziehungen, wenn man sich nicht mehr sicher sein kann, ob man überhaupt noch dazugehört? Wie wird Gemeinschaft, werden Vereine begründet, wie die Familie zusammengehalten? Wie ist der Alltag, wie kommt man durch, wie schafft man das?

Warum haben Sie sich dafür Wittenberge ausgesucht?

Zum einen ließ sich die Umbruchsituation hier gut untersuchen. Das Leben in Wittenberge hat sich in ungläublicher Geschwindigkeit geändert. Anfang der Neunzigerjahre wurden das Nähmaschinenwerk, die Ölmühle und die Zellstofffabrik geschlossen. Wichtig war aber auch, dass Wittenberge eine Industrialisierungsgeschichte hat, eine, die lange vor der DDR begonnen hat. Die Ölmühle als seit dem 19. Jahrhundert, die Nähmaschinenfabrik seit Anfang des 20. Jahrhunderts. Wir wollten weg von den klassischen Erklärungsmodellen. Im Osten wurde die Industrie nach planwirtschaftlichen Kriterien angesiedelt, das war alles künstlich, klar, dass es dann bergab ging. Das trifft auf Wittenberge nicht zu, und so wird es vergleichbar mit anderen schrumpfenden Städten in Europa. Wir wollten uns auch dem Begriff des Postindustriellen nähern – was ein Hilfsbegriff der Soziologen ist, weil wir nicht wissen, was ist denn eigentlich, wenn die Industrie nicht mehr da ist. Wittenberge ist in der postindustriellen Gesellschaft schon angekommen.

Sehen das die Wittenberger auch so?

Egal, ob wir mit Leuten aus der Stadtverwaltung sprachen, mit Kleingärtnern, mit Hartz-IV-Empfängern – bei fast allen war das Gefühl da, die Probleme, die wir heute haben, mit denen müssen wir umgehen. Es bringt nichts, auf die strahlende Zukunft zu warten. Den Investor, der die Stadt in eine neue industrielle Blüte führen wird, wird es nicht geben. Der Umbruch wirkt allerdings immer noch wie ein Trauma nach. Bei den Interviews kamen die Menschen immer in den ersten Minuten auf den Tag ihrer Entlassung, und deren genaue Umstände, zu welcher Uhrzeit sie davon erfuhr, wie das Wetter war.

Und wie ist das Leben in der Stadt heute?

Wir wissen, dass ein Riss durch die Stadt geht. Auf der einen Seite gibt es eine tragende Schicht von Leuten, für die sich überhaupt nicht viel geändert hat, jene, die in der lokalen Politik und in der Verwaltung arbeiten. Dann gibt es die, die den Brechpunkt gemeistert haben, sie mussten vielleicht noch mal umlernen, jetzt haben sie aber Arbeit, in einem Geschäft oder im Bahnhof. Das sind diejenigen, die die Vereine tragen, sich um ihr Stadtviertel kümmern und auch mal nach Berlin fahren, um am Potsdamer Platz shoppen zu gehen. Und dann gibt es etwa 30 Prozent der Leute, für die dieser Wohlstandsbereich nicht mehr erreichbar ist. Für die es nur noch darum geht, was das geliebte ist, zusammenzuhalten.

Wie machen sie das?

In einer Weise, die an den Kapitalismus der Industrialisierung erinnert. Wenn man alte Arbeiterliteratur liest, findet man da eine unheimliche Strenge der Haushaltsführung. Es gibt das Haushaltsbuch, in das die Ausgaben eingetragen werden, man weiß, wo es was im Sonderangebot gibt. Die Discounter sind der einzige Wirtschaftsbereich, der in letzter Zeit gewachsen ist, die profitieren von diesem harten Lebensregime. Während es in anderen Kreisen etwas Besonderes ist, selbstgemachte Marmelade mitzubringen. Das klingt wie ein Kommentar zum aktuellen Vorwurf an den Sozialstaat, er verleihe die Menschen zur Trägheit.

Diese Vorurteile können wir überhaupt nicht bestätigen. Die Mehrzahl der Leute in prekären Verhältnissen ist ungläublich hart mit sich. Die Leute machen auch viel, es gibt ganz viel Kleinunternehmertum, die Videothek, in der man auch Fische räuchern lassen kann, das Autohaus, in dem es auch alte Schmöker zu kaufen gibt und den Verkäufer von Autoanhängern, der Männern aus der Gegend osteuropäische Frauen vermittelt.

Bräute aus Osteuropa als Ersatz für die abgewanderten Frauen?

Er sieht das durchaus als ernsthaftes Geschäftsmodell. Diese Kleinstunternehmen sind manchmal bizarr, sie haben aber eine wichtige Funktion: Die Menschen bekommen Vertrauen in ihre eigene Handlungsfähigkeit, sie merken, dass mit einem Scheitern nicht alles den Bach runtergeht. Sie knüpfen Überlebensnetzwerke.

Das klingt alles tatkräftig, fast positiv. Als ob die Menschen sich schon selbst helfen.

Vieles ist nicht ganz legal. Eine Frau etwa, die morgens um vier Zeitungen austrägt, in paarmal die Woche putzt, für die Mutter diejenige, die die Vereine tragen, sich um ihr Stadtviertel kümmern und auch mal nach Berlin fahren, um am Potsdamer Platz shoppen zu gehen. Und dann gibt es etwa 30 Prozent der Leute, für die dieser Wohlstandsbereich nicht mehr erreichbar ist. Für die es nur noch darum geht, was das geliebte ist, zusammenzuhalten.

Während es in anderen Kreisen etwas Besonderes ist, selbstgemachte Marmelade mitzubringen.

Ja, und es war für uns auch eine unerwartete Erkenntnis, dass die selbstgemach-

te Marmelade ein Problem ist, weil man entweder sich als arm outet oder den anderen beschämt als jemand, der sich keine Marmelade leisten kann. Es wird als stigmatisierend empfunden, nicht am Konsum teilhaben zu können. Man kauft lieber die billige Marmelade aus dem Discounter. Es kommt vor, dass die jungen Kleingartenbesitzer die Obstbäume roden und Partys feiern. Dem Arbeitsethos der alten Kleingärtner, die weiterhin ihr Obst und Gemüse ernten, stellen sie die Idee vom Minieigenheim gegenüber, in dem man tun kann, was man will. Das führt natürlich zu Konflikten.

Die Ergebnisse Ihrer Forschung werden gerade zu Theaterstücken verarbeitet, die bis Juni am Berliner Maxim Gorki Theater gezeigt werden. Wie kam es dazu?

Wir hatten das Gefühl, dass wir in der Beschäftigung mit Schrumpfungprozessen und Abwanderung zu neuen Begrifflichkeiten und Sichtweisen kommen müssen. Das Besondere dieses Projekts sind nicht die vielmehr meist ganz unspektakulären Ergebnisse, sondern dass wir öffentlich forschen, dass wir von Beginn an mit den Leuten in der Stadt und darüber hinaus reden wollten, was sich verändert hat. Wir wollten weg von der Ost-West-Debatte und der Frage, was da gegliedert ist oder nicht. Und es kam die Idee auf, mit Leuten zusammenzuarbeiten, die sich auch mit Gesellschaft beschäftigen, aber ganz anders damit umgehen. Andres Veiel mit seinem Stück „Kick“ am Maxim Gorki Theater war da ein Auslöser. Er ist nach Pötzlow gegangen, wo ein Junge von anderen Jugendlichen zu Tode getreten worden war, und hat es geschafft, dass ihm die Leute die Geschichte dieses Verbrechens erzählen. Da haben wir uns als Sozialwissenschaftler herausgefordert gefühlt. Wir haben gesagt, wenn wir zu anderen Begriffen kommen wollen, brauchen wir so eine Dauerirritation. Wir brauchen jemanden, der dabei sitzt und sagt: Wie meint ihr das denn jetzt? Wir haben also die Theatermacher mit ins Boot geholt, mit der Vereinbarung, dass sie Stücke schreiben über das, was wir erarbeitet haben.

Haben sich Ihre Erwartungen erfüllt?

Zunächst hatten, glaube ich, die Autoren die Erwartung, dass wir etwas Spektakuläres finden würden, wenn wir nur tief genug bohren. Im Grunde mussten die Autoren dann eine Theatersituation erfinden, die die Wirklichkeit widerspiegelt, während wir darüber gewacht haben, wie unsere Wirklichkeit in die Stücke kommt. Wir stehen hier aber auch erst am Anfang eines Wunders – wie nämlich aus Texten der Autoren Theaterstücke mit lebendigen Schauspielern werden. Die Stücke kommen ja jetzt erst auf die Bühne. Es war vielleicht eine romantische Idee der Wissenschaftler, zu sagen, wie man unsere Ergebnisse in die Gesellschaft trägt, überlassen wir den Künstlern. Das wird so nicht aufgehen, denn Finden und Erfinden klingt zwar ähnlich, ist aber doch weit auseinander.

Soviel Experimentierfreude bei Wissenschaftlern überrascht ohnehin. Ist es nicht so, dass Wissenschaft und Kunst ziemlich unvereinbar sind, weil der eine sich an die Realität halten muss, der andere gerade nicht?

Zumindest ist es klar geworden, dass uns das Verhältnis zum Spektakulären trennt. Ohne das Spektakuläre kann man keine Kunst und kein Theater machen. Für die Wissenschaft ist es wichtig, dass die Menschen kein Obst anbauen, sondern es lieber kaufen, weil es sie zum Teil der Konsumgesellschaft macht. Aber auf einer bestimmten Ebene ist es gegliedert: in den kleinen Beobachtungen. In dem ersten Stück, das schon Premiere hatte, wurde eine Sache herausgearbeitet, die uns so vielleicht nicht aufgefallen wäre: Da ist eine junge Frau, die redet und redet, und ihre Mutter auch, die kommen gar nicht zusammen. Dieses Monologische, das die Beziehung zwischen den Menschen kennzeichnet, die Einsamkeit, hätten wir so nicht gesehen. Oder wir hätten es gesehen, aber es wäre für uns noch kein Ergebnis gewesen.

Sie sagten, die Theaterleute sollten auch das Arbeiten selbst beeinflussen. Was das so?

Die wissenschaftlichen Arbeiten sind auf jeden Fall lebendiger geworden. Es gibt ja immer die Vorstellung, dass sich die Leute

hier nicht engagieren wollen für ihre Gesellschaft. Uns hat das immer irritiert, weil wir in unseren Interviews das ganz anders wiedergefunden haben. Da haben wir uns gedacht, dass vielleicht die Herangehensweise falsch ist und haben Teams aus Künstlern und Wissenschaftlern gebildet, die mit den Leuten zusammen etwas herstellen sollten. Wir haben zum Beispiel im Kindergarten gesagt, wir würden gern etwas nähen für euch, was braucht ihr? Die Kinder haben gesagt: ein Indianerzelt. Dann sind die Künstler und Wissenschaftler losgegangen, haben das Material besorgt und Leute gesucht, die das noch beisammen, die sich für so etwas begeistern können: Ein Unternehmer mit einem Nähmaschinenreparaturservice, die Vietnamesin, die selbst näht, die Russlanddeutsche, die sich eine Nähmaschine wünscht, Leute, die in der Nähmaschinenfabrik gearbeitet haben. Wir haben dann mit den Leuten bei der Arbeit gesprochen und das, was sie erzählt haben, war viel unmittelbarer.

Wie arbeitet ein Soziologe, wenn eine ganze Stadt zum Forschungsgegenstand wird?

Wir führen Interviews, und die Ethnologen unseres Projekts haben beobachtet und aufgeschrieben, was sie sehen. Vieles fällt dann erst beim wiederholten Lesen auf. Zum Beispiel merken wir, dass in den Feldtagebüchern immer wieder der Begriff der „älteren Frauen“ auftaucht. Eigentlich nur beiläufig, da stand dann etwa: „An einem Tisch: ältere Frauen“. Wir haben uns gefragt, was sind das eigentlich für Frauen und haben festgestellt, dass ein bestimmter Typ Frau ab 50 ganz wichtig ist für die Stadt. Sie sind sehr präsent im Stadtbild, ohne laut zu sein. Sie stehen eher in der zweiten Reihe, aber sie machen immer was, scharen Leute um sich.

Diese aktiven, zapackenden Frauen, sind das nicht die, die bald fehlen? Die, wenn sie jetzt jung sind, eher weggehen?

Ich bin da nicht so pessimistisch. Ich bin überzeugt, dass sich das hält. Die Herangehensweise der Demografen, die solche Entwicklungen voraussagen, führt immer dazu,

dass man einen totalen Blick auf die Gesellschaft hat: Wenn mehr Frauen wegziehen als zuziehen oder geboren werden, sind in hundert Jahren alle weg. Das halte ich für einen ingenieurhaften Blick auf die Gesellschaft.

Aber die Entwicklung ist doch ziemlich eindeutig: Die Einwohnerzahl Wittenberges geht weiter zurück. Es bleiben vor allem die Älteren und die in prekären Verhältnissen lebenden Jüngeren.

Natürlich ist die Stadt vor große Herausforderungen gestellt. Sie muss sich auf die veränderten Verhältnisse einstellen. Junge Leute müssen ausgebildet werden für den spezifischen Bedarf einer kleinbetrieblichen Wirtschaft, die wir vorgefunden haben, ein gut ausgebildeter Autoschlosser oder Solaranlagebauer, der selbst bald ein Geschäft aufmachen kann zum Beispiel. Es ist nicht der richtige Weg, auf die Gymnasien zu setzen, die ziehen sowieso weg. Im Moment ist es aber so, dass die Oberschule, in der dieses Potenzial ausgebildet wird, im Schatten des Gymnasiums steht, und, wer an die Oberschule geht, kaum vermitteltbar ist. Die Stadt muss sich auch auf die selektive Wanderung einstellen: Von den Dörfern kommen die, die dort keine Arbeit finden, sich das Haus nicht mehr leisten können, oder es kommen Ältere, die etwa eine bessere medizinische Versorgung suchen. Die Herausforderungen, vor denen Wittenberge und andere Kleinstädte im ländlichen Raum stehen, haben nicht mehr mit Schrumpfung zu tun, sondern mit einer anderen Quantität und Qualität der sozialen Struktur der Bevölkerung. Die Schrumpfung ergibt sich, weil mehr Menschen sterben als geboren werden.

Mit dem Ergebnis, dass im Jahr 2050 voraussichtlich 30 Prozent weniger Menschen in Ostdeutschland leben als vor der Wende. Und dann?

An der Zahl an sich ist doch nichts Dramatisches. Die Frage ist: Wie leben die, die noch da sind? Das übliche Szenario ist: Es bleiben die Blüten, die Männer und die Älteren. Aber das ist mir zu Horrormäßig gedacht. Wir sehen auch eine Gegenbewe-

gung, es gibt Menschen, die zuziehen, Raumpioniere, die mit neuen Ideen auf die Dörfer kommen.

Das sind doch vor allem Städter, die Sehnsucht nach dem Landleben haben. Und denen die Alteingesessenen oft mit Misstrauen begegnen.

Natürlich kommen diese Menschen mit einer ganz anderen Erfahrung, da wird erstmal ein Konfliktfeld aufgemacht: Wie man Kinder erzieht, wie man Tiere hält, ob man Gardinen anbringt oder nicht. Aber am Ende profitieren die alten Bewohner von den neuen. Zum Beispiel der Ort Lüchow, der war schon fast aufgegeben. Dann eröffnete dort jemand ein Architekturbüro, und setzte Himmel und Erde in Bewegung, dass er im Ort eine freie Schule gründen konnte. Inzwischen bekommt man in dem Dorf keine Wohnung mehr.

Sie sind selbst so ein Raumpionier. Sie haben einen Bauernhof in Mecklenburg. Wie sind denn Ihre Erfahrungen mit den alten Dorfbewohnern?

Ich kann auch ein Lied davon singen, dass man mit Skepsis betrachtet wird. Ich habe Kühe, und am Anfang habe ich immer gehört, so kann man die Tiere doch nicht halten, die kann man nicht ein ganzes Jahr draußen lassen und nur mit Mühe füttern. Vor allem habe ich aber gemerkt, dass es einem nicht leicht gemacht wird, Ideen umzusetzen. Ich habe über viele Jahre eine Vermarktungskette aufgebaut für mein Bio-Rindfleisch. Über die Aufzucht und die Bio-Schlachtung bis zur Verpackung und dem Vertrieb. Das habe ich mir ausgedacht, es ist nichts Tolles, aber es ist eine Innovation. So etwas wird überhaupt nicht gefördert, stattdessen wird eine konventionelle Massentierhaltung unterstützt. Natürlich ist klar, dass, wenn man Innovationen fördert, ein Teil des Geldes in den Sand gesetzt wird. Aber man müsste eben sagen, das Geld ist nicht weg, die Leute machen ihre Erfahrungen damit. So könnte man da ein anderes Denken reinbringen. Hat die Region etwas von dem, was Sie da machen?

## Kunst und Wissenschaft

Andreas Willisch hat das interdisziplinäre Projekt in Wittenberge koordiniert. Der 47-jährige Soziologe lebt in Berlin und Mecklenburg, er ist Vorstandsvorsitzender des Thünen-Instituts für Regionalentwicklung.

Bis Juni stellt das Maxim-Gorki-Theater in der Reihe „Über Leben im Umbruch“ die Ergebnisse der Zusammenarbeit von Wissenschaft und Kunst vor.

Vier Stücke sind entstanden, außerdem gibt es Podiumsdiskussionen, Filmabende und Autorengespräche. Bislang wurde eines der vier Stücke uraufgeführt: „Im Rücken die Stadt“ von Thomas Freyer. Die nächsten Vorstellungen sind am 15. und 21. März.

BERLINER ZEITUNG/ANDREAS LABES



„Es ging uns nicht um Wittenberge als Verliererstadt. Wir wollten wissen: Welche Chancen sehen die Leute, wo so viel von Perspektivlosigkeit die Rede ist?“

Andreas Willisch und sein Border Collie vor dem Bahnhofsgelände von Wittenberge

Nicht viel. Sie hat mich, als Einwohner, als Steuerzahler. Dann gibt es natürlich Leute, die für mich Arbeiten machen. Jemand kümmert sich um den Betrieb, wenn ich nicht da bin, wenn der Traktor kaputt ist, lasse ich ihn reparieren, ein Landwirt bindelt das Heu. Das Fleisch, das ich produziere, geht fast gänzlich nach Berlin. In einem bescheidenen Rahmen hole ich also Berliner Geld nach Mecklenburg.

Warum verkaufen Sie das Fleisch nicht in der Region?

Das liegt am Preis, aber nicht nur. Die Fleischerei im Ort hat Rindfleisch auch nur auf Bestellung. Die Leute essen Schweinefleisch. Da ist wohl etwas verloren gegangen an Esskultur. Schweinefleisch zuzubereiten ist einfacher als ein Steak oder einen Braten. Die Region hat eigentlich auch mehr davon, wenn man exportiert und das Geld zurückholt. Das Problem ist, dass das zu wenig passiert. Die Gewinne, die in Ostdeutschland in den Landwirtschaftsbetrieben gemacht werden, in den Biotech-Betrieben, fließen weg. Es gibt keine Verbindung mehr zwischen der sozialen und der wirtschaftlichen Entwicklung. Wir haben da in Ostdeutschland ein Entwicklungs-länder-Phänomen.

Sie leben in Berlin und Mecklenburg. Warum sind Sie nicht ganz aufs Land gezogen?

Ich habe gemerkt, dass mir etwas fehlen würde. Abgesehen davon, dass mein Betrieb zu klein ist, um davon zu leben. Außerdem habe ich eine Tochter, die zur Schule geht, und in Mecklenburg müsste sie eine Dreiviertelstunde hin- und zurückfahren. Die Vorstellungen, die man über das Leben auf dem Land hat, treffen ja nicht mehr zu. Dass die Menschen so viel, fast zu viel, miteinander zu tun hätten. Wir haben entfremdete Vorhältnisse in den Dörfern. Es gibt kaum Kinder, und die sind fast den ganzen Tag weg. In den Großstädten hat man viel engere Beziehungen. Wenn man in Prenzlauer Berg zum Spielplatz geht, sind da Hunderte Kinder und genauso viele Eltern. Auf dem Dorf hat man vielleicht drei Kinder, das reicht nicht mal für ein Fußballspiel.